Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 32

Artikel: Alaska-Gold [Fortsetzung]

Autor: Droonberg, Emil

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646508

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

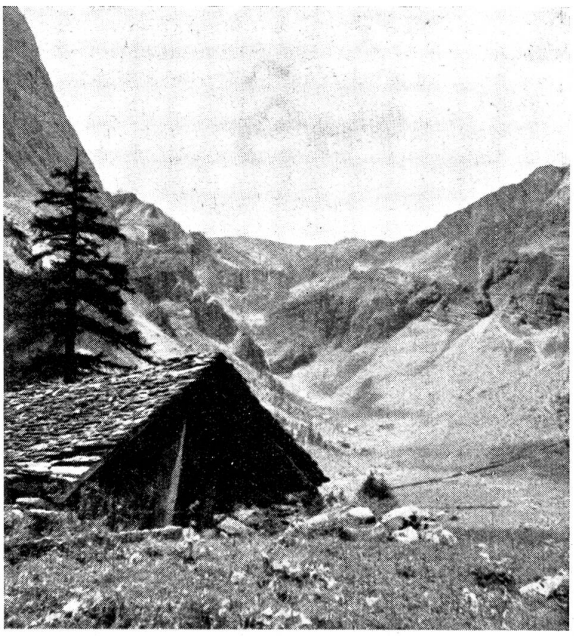
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Menschenleben hier zugrunde gingen: durch den Absturz an der grausen Wand, in den Flühen auf der Walliserseite, im Nebel verirrt und gestorben und im Schnee erfroren, eine lange Kette von Unglücksfällen, die wir nicht einzeln aufzählen wollen. Als im grauen Mittelalter, anno 1211, Berchtold V. von Zähringen mit einem Heer von der Lenk herauf nach dem Rawilpaß zog, um ins Wallis einzubrechen, trieben ihn die Walliser durch das Herabwälzen mächtiger Felsblöcke, die an der Wand in ein lustiges Hüpfen und Springen gerieten, zurück, daß der Zähringer nimmermehr hinauf mochte gelangen. Solche Pässe wären auch heute noch gut zu verteidigen. —

Wir wären noch gerne zur Wildstrubelhütte hinaufgestiegen, die das herrliche Gletscherreich der Plaine morte erschließt; aber der Weg nach Sitten lag noch weit vor uns. So marschierten wir weiter, durchquerten das einsame Hochtal Plan des Roses, stiegen über Felsen auf die Alpen der Gemeinde Ayent hinab und erreichten nach mehrstündiger Wanderung über Grimuisat und das liebliche Tälchen der Sionne Sitten, die interessante und pittoreske Hauptstadt vom Wallis, die in ihrer Bauart, mit ihren stolzen Schlössern und weiten Rebgeländen so schön ist wie nur äußerst wenige Städte dieser gleichsam berühmten und ganz besonderen Art. Beim Glase feurigen Fendants dachten wir versöhnt an jene senkrechte und drohende Felswand, die uns am frühen Morgen gegrüßt hatte. F. C. M.



Am Rawilpass ob Montana.

Alaska-Gold

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

32

Oft versank er bis unter die Arme in einer Schneewehe, aber er befreite sich aus ihr und stolperte vorwärts. Denn es war nur ein Stolpern und Fallen, da ihm der Orkan nicht erlaubte, aufrecht zu stehen. Seine Parka war steifgefroren wie ein Brett. Seine Hände wurden bereits taub und gefühllos in den Faustfandschuhen, und von den Fingerspitzen aus kroch die Lähmung durch die Kälte, der Tod, Zoll für Zoll die Arme herauf. Die Füße waren schon längst ohne Gefühl, empfindungslos wie Holzklötze, als ob sie gar nicht mehr zu dem Körper gehörten. Er wußte, daß sie gefroren waren. In diesem Lande kennt man die Anzeichen dafür zu genau, um sich darüber zu täuschen.

Ohne Schreck, in einer Art stumpfsinniger Neugier, als ob es sich um eine fremde Sache handle, hob er sie aus dem Schnee und ließ sie wieder hineinsinken. Sie blieben gefühllos wie Holz. Er schlug die tauben Hände gegen die Brust — alles vergeblich. Und eine müde Lust kam über ihn, sich hinzulegen und alles zu Ende sein zu lassen.

Und das Leben war doch so schön, wenn man die Welt und die Menschen unter seinen Willen zwingen konnte. Seine umflorten Sinne zeigten ihm Visionen von großen Städten, Spielsalons und Tanzhallen, mit funkelndem Wein, funkelnden Spiegeln und funkelnden Frauen, die man sich zu eigen machte und beiseite warf. Niemals würde er diese glitzernde Welt wiedersehen. Hier würde er sterben, und wenn man ihn fand, dann war er eine steifgefrorene Masse mit Eiskristallen selbst in seinem Herzen.

Ein großes Mitleid mit sich selbst erfaßte ihn. Er konnte nicht mehr. Und doch stolperte er weiter. Eine Stunde. Zwei Stunden. Eine dritte Stunde. Wohin? Vielleicht im Kreise herum, denn die Richtung war ihm schon längst ganz gleichgültig gewesen. Auf und nieder stampfte er, kroch heraus aus Schneelöchern, machte wieder ein paar Schritte, schob sich dann vorwärts auf allen Vieren in die Finsternis hinein. Dann, als der Sturm einen Augenblick seinen Atem anhielt, richtete er sich wieder auf. Die Nacht umschlang ihn schwarz und unheilschwer. Der wieder aufspringende Wind raste gegen ihn von allen Seiten, ein Schneewirbel drehte sich um ihn wie um seine Achse. Er versuchte, aus seinem Zentrum herauszugelangen. Es war vergeblich. Ihm fehlte die Kraft.

Seine Füße hatte er erfroren. Seine Arme hatte er erfroren. Wozu noch weiterkämpfen? Warum nicht lieber sich hinlegen und alles aus sein lassen? Es war ein angenehmer Tod, wurde doch immer gesagt. Noch einen Blick sandte er hinein in den wirbelnden Schnee und das nächtliche Dunkel, den letzten Blick in diese Welt — —

Halt! Was war das?

Hatte er da vorn einen matten Lichtschein gesehen, oder war es eine Täuschung seiner verwirrten Sinne? Eines der seltsamen Bilder, die einem Sterbenden kommen?

Er schloß seine Augen und öffnete sie wieder. Der Schein war noch immer da.

Das konnte keine Täuschung mehr sein. Er wurde auch entschieden deutlicher, als er jetzt wieder vorwärts stolperte. War nur noch einige Fuß von ihm entfernt.

Wieder kam eine augenblickliche Stille im Sturm. Mit einem letzten verzweifelten Schritt fiel Stokes nach vorn, strauchelte gegen ein Fenster, in dem eine Lampe stand, gegen die Tür einer Blockhütte — —

23.
Der weiße Tod.

O'Sullivan litt fürchterlich unter der Kälte und fluchte mit Hilfe eines reichen Wortschatzes an gemeinen Flüchen in einem fort. Fluchte über das Bleigewicht seiner Schneeschuhe und das Reiben und Scheuern ihrer Riemen durch die Mokkasins hindurch. Fluchte über die Last seiner Ausrüstung auf dem Rücken und über dieses gottverdammte Polarland im ganzen.

Dann mahnte ihn der Hunger daran, daß es Zeit war, sich eine Mahlzeit zu bereiten. Er warf den Packen ab, sammelte eine reichliche Menge trockenes Holz und legte es im Schnee zu einem Feuer zurecht. Jetzt nur noch ein Streichholz. Aber schnell, denn er war schon fast zu Stein gefroren.

Zum Teufel noch einmal, wo hatte er denn die Hölzer? Er konnte sie doch nicht etwa im Kamp zurückgelassen haben? In zitternder Furcht durchsuchte er seinen Packen.

Nichts.

Konnte er sie auf dem Trail verloren haben? Einen Augenblick lang dachte er daran, nach dem Kamp zurückzukehren. Aber da war Stokes — —

Aber ein Feuer mußte er haben. Es war der Tod für ihn, der Tod durch Erfrieren, ohne ein Streichholz. Schon ließ das Kribbeln in seinen Fingerspitzen nach, und sie wurden steif und gefühllos.

Angstvoll begann er in seinen Taschen zu suchen. Dort verwahrte er immer einige für unvermuteten Gebrauch. Gott sei Dank, da waren sie auch. Zwei — drei — fünf. Fünf Schwefelhölzer! Fünf Schwefelhölzer, die zwischen ihm und dem Tode standen. Hastig entzündete er eins, setzte die Späne in Flammen und bald loderte ein weitzüngelndes Feuer auf. Oh, wie wohl das tat.

Dann kochte er sich Tee und aß etwas Brot und Fleisch. Damit kam sein Mut zurück. Er besaß noch vier Hölzer. Vier Hölzer bedeuteten vier Feuer. Vier Feuer reichten für eine viertägige Wanderung. Die würde ihn bis in die Nähe von Dawson bringen. Dort würde er auf Menschen treffen und einen Store finden, wo er sich ausrüsten konnte für die Weiterreise irgendwohin.

Diese Nacht gestattete er sich den Luxus eines mächtigen Feuers, indem er mehrere Bäume, ohne sie erst niederzuschlagen, durch um sie herumgeschichtetes Holz in Brand setzte. Dann kroch er in seinen Schlafsack und schlief tief und schwer bis zum Morgen.

Die Kälte war unerträglich. Er verfluchte sie mit jedem Atemzuge. Gegen Mittag fühlte er ein unwiderstehliches Verlangen nach einem Feuer, aber er kämpfte die Versuchung nieder. Am Abend hatte er Unglück. Ein Zündholz versagte ihm. Es war nur ein ganz dünner Splitter mit kaum einem Ansatz von Schwefel, und er sah sich gezwungen, ein anderes zu benützen. Es blieben ihm jetzt nur noch zwei. Das mußte durch einen besonders forcierten Marsch ausgeglichen werden.

Die Furcht hetzte ihn am nächsten Tage und auch am folgenden, an dem er das vorletzte Zündholz verbrauchte, und er legte beträchtliche Strecken Wegs zurück. Seiner Berechnung nach mußte er sich nahe an einem der verschiedenen goldführenden Nebenflüsse des Klondike befinden. Als er den Kamm eines Hügels erreichte, erwartete er, irgendwo blauen Rauch in die Luft steigen zu sehen, der ihm das Vorhandensein einer Goldgräberhütte verriet. Aber sein Blick verlor sich in der ununterbrochenen weißen Oede.

Allmählich kam die Dunkelheit über ihn, und er mußte seine Vorbereitungen für das Nachtlager treffen. Zunächst schlug er ein paar Bäume nieder und schichtete sie auf einen Haufen. Er war hungrig, müde, halb erfroren und wollte ein Feuer haben, das die ganze Nacht wie ein Scheiterhaufen zum Himmel lodern sollte. Zu diesem Zwecke sammelte er noch trockenes Moos und eine Anzahl Zweige, denn er hatte nur noch das eine Streichholz und das machte die äußerste Vorsicht nötig.

Er zog es aus seiner Tasche hervor, faßte es mit den steifen, tauben Fingerspitzen und strich damit über die Innenseite seiner Parka.

Teufel! Es war seinen gefühllosen Fingern entglitten und fiel in den Schnee. Mit vor Furcht und Hoffnung wild schlagendem Herzen hob er es auf und strich es von neuem an. Es brach, und ein Fluch kam über seine Lippen. Kein herzhafter, wilder Fluch mehr wie sonst, sondern ein zitternder Fluch verzweifelter Furcht, denn er wußte, daß das Unglück in seiner Bosheit den Menschen gerade in den schlimmsten, unheilvollen Augenblicken überfällt.

Noch einmal strich er.

Der Kopf brach ab.

Jetzt war er verloren.

Er fiel vorwärts in den Schnee. Seine Hände waren taub und er lag auf den Ellbogen, in dumpfer Gedankenlosigkeit auf den Haufen Holz starrend, der rote Glut hätte zum Himmel strahlen sollen und ihn jetzt mit schwarzem, kaltem Hohn anstarrte.

Fünf Minuten vergingen. Er erhob sich nicht. Wozu auch? Jeder Willensimpuls schien erloschen. Einige Gedanken jagten durch seine abgestumpften Sinne, aber nicht klar, sondern nur wie Schatten.

Weitere fünf Minuten vergingen. Er machte keine Bewegung, sein Körper war zu steif dazu geworden. Und immer dichter, dicker, legte sich die Dunkelheit um ihn.

Dann flackerte plötzlich doch wieder ein Gedanke durch sein Gehirn. Er versuchte sich lang auszustrecken, damit er in einen Sarg paßte, wenn man ihn später hier auffinden würde. Er wollte nicht, daß man seine Glieder zerbrach. Jetzt war gerade noch Zeit, sich die richtige Lage zu geben. Er versuchte es, das heißt, er faßte den Entschluß dazu. Aber es ging nicht. Mochte es also so bleiben. Es war ja auch alles so gleichgültig.

Und dann war alles aus.

Ueber ihm lachte der boshafte Geist dieses „Landes, von Gott vergessen" sein triumphierendes, höllisches Lachen. Er hatte wieder einen Menschen erwürgt. Dort lag er, auf seine Ellbogen gestützt und starrte mit einem Schreckensblick in den Augen, die nicht mehr sehen konnten, auf den Haufen schwarzen, kalten Holzes vor ihm. — — —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

„Eine fürchterliche Nacht", äußerte George Ward zu seinen zwei Partnern, mit denen er in einer Hütte am Minnedosa Creek saß.

Er hatte mit zwei anderen dort einen Claim aufgenommen, den sie zusammen bearbeiteten.

Sie nickten zustimmend, begnügten sich aber damit, schweigend ihre Pfeifen zu rauchen und auf das Heulen des Sturmes draußen zu lauschen.

„Der Blizzard rast, als ob er uns von der Erde fortblasen möchte", unterbrach endlich einer wieder das Schweigen.

„Einzige Aussicht für uns, in den Himmel zu kommen", antwortete ihm der Dritte. „Denn wenn es nicht durch einen solchen Zufall geschieht, kriegen wir ihn nie zu sehen. Unsere Marschroute lautet ganz wo anders hin. Uebrigens, wir müssen die Wände des Hauses besser abdichten, denn der Schnee stiebt überall herein."

„Bei solchem Sturm dringt der Schnee durch eine Zementwand", nahm Ward wieder das Wort. „Ich habe schon genug Blizzards miterlebt, sie waren auch schlimm, aber nirgends so schlimm wie hier. Ich habe schon immer gesagt, es liegt ein Fluch auf diesem Lande. Gott stehe dem bei, der sich jetzt auf dem Trail befindet, denn er würde sich nicht so lange halten können wie ein Schneeball in der Hölle."

Wieder schlug ein Windstoß gegen die Hütte und ließ die schweren Balken der Wände erschüttern. Dann kam eine plötzliche, seltsame Pause in den Stößen, die nach der furienhaften Gewalt, mit der sie eben noch das Haus umtobt hatten, um so unheimlicher wirkten.

Aber war das nicht ein Schrei?

Alle drei blickten auf und sahen sich dann fragend und wie entgeistert an.

„Was war das?" fragte der eine. „Klang fast wie eine Menschenstimme. Als ob irgendein armer Teufel draußen seinen Weg verloren hätte. Ich möchte nicht gern die Tür umsonst öffnen und nachsehen. Es würde das Haus zu einem Eiskeller machen."

Mit angehaltenem Atem lauschten sie noch einmal. Da klang es von neuem. Ein schwaches, dumpfes Stöhnen.

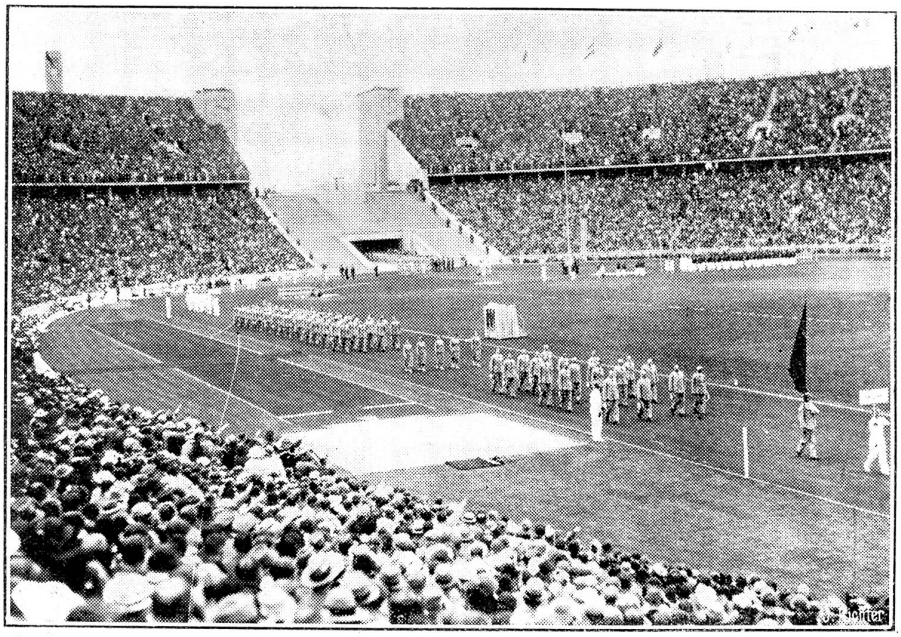
„Helloh, boys, helft mir. Das ist sicher ein Mann!" rief Ward.

Während der eine die Tür gegen den schon wieder einsetzenden Sturm offenhielt, hoben die anderen eine regungslose menschliche Gestalt aus dem angewehten Schnee und schleppten sie in die Stube. Ward beugte sich über ihn und er nahm rasch eine flüchtige Untersuchung vor. Es war ein Mann, wie er vermutet hatte.

„Tot ist er nicht", erklärte er dann, „aber sehr nahe daran. Füße, Arme und Gesicht sind erfroren. Bringt ihn um Gotteswillen nicht in die Nähe des Ofens.

Ein Blick, den er bei den letzten Worten in die Kopfhülle der Parka geworfen hatte, ließ ihn in einer schreckhaften Ueberraschung zurückfahren.

„Habe es mir bald gedacht, als ich sein Gewicht spürte. Es ist Stokes. Ihr kennt ihn ja. Die Welt verliert nicht viel an ihm, wenn er sterben sollte. Danach haben wir aber nicht zu fragen. Als Christenmenschen müssen wir ihm helfen. Hier, zieh ihm einer die Faustsandschuhe ab." (Forts. folgt.)



Hunderttausende grüssen die Nationen der Welt beim Einmarsch ins Olympia-Stadion

Durch das Marathon-Tor, das Westtor ins Olympia-Stadion, marschierten die Nationen in alphabetischer Reihenfolge, wobei nach olympischem Brauch Griechenland den Anfang und das gastgebende Deutschland den Schluss machten. Unser Bild zeigt den Einmarsch Belgiens.

Welt-Wochenschau.

Spanische Gefahren.

An der Grenze von spanisch und französisch Marokko verunglückten drei italienische Flugzeuge. Es handelt sich um einen erheblich zahlreichern Transport aus dem fascistischen Italien; die Mehrzahl der Apparate erreichte sein Ziel, und wieviele andere außerdem das Mittelmeer überflogen, weiß niemand. Zu gleicher Zeit vernimmt man, daß auch Maschinen mit dem Hakenkreuz bei den Rebellen gesichtet wurden. Gerüchte erzählen noch ganz andere Dinge: Irgendwo habe ein Insurgent stundenlang eine ganze Regierungskolonne bekämpft, mit einem einzigen Maschinengewehr; als man den Mann gefangen nahm, erwies sich, daß er deutsche Identitätsausweise besaß. Man wird noch manchen derartigen Mann und manche Waffe nennen hören; die Frage geht nicht einmal dahin, wieviele wirklich und wieviele nur erfunden seien; es genügt die Tatsache, daß die aufständischen Fascisten von ihren Gesinnungsgenossen in den Diktaturländern Hilfe erhalten.

In Frankreich herrschte seit Wochen eine gereizte Stimmung in beiden Lagern; die Linke verlangte tätige Unterstützung der spanischen Regierung; die Rechte bauschte jedes Gerücht, als käme von Regierungsseite auch nur ein Maschinengewehr in die Hände der spanischen Volksfront, zu einem Skandal auf und verlangte strikteste Neutralität. Worauf Mr. Blum bekannt gab, daß sich die Regierung in Spanien nicht einmischen, daß sie keine Waffen liefern und daß sie auch private Belieferung unterbinden werde. Und nun bekommt die brave Volksfrontregierung zu hören, daß Mussolini und Hitler ohne Bedenken den General Franco bereits behandeln, als sei er der Chef der Regierung und als seien die regierenden Demokraten die Rebellen. Angesichts der unbestreitbaren Tatsachen raffte sich die Regierung Blum zu einem lahmen Schritte auf: Sie regte in London und Rom eine Konferenz an, zur gemeinsamen Ablegung eines strikten Neutralitätsversprechens gegenüber Spanien. Natürlich erklären die Engländer ihre Sympathie, und ebenso natürlich tröhlt der Duce die Sache weiter und läßt verlauten, Italien werde die französischen Vorschläge absolut nicht in Bausch und Bogen annehmen. Und mit ziemlicher Sicherheit kann die Wette gewinnen, daß der spanische Bürgerkrieg längst zu Ende sein wird, wenn Rom sich endlich bereit erklärt, an einer solchen Konferenz zu erscheinen und daß die Flugzeuge und Bomben Mussolinis entweder Franco zum Siege verholfen oder doch wenigstens der Regierung Azaña das Leben schwer gemacht haben werden. Mr. Blum in Paris hat das Spiel sehr schlecht begriffen. Die Herren in Berlin und Rom wollen die spanische Diktatur! Sie wollen einen Verbündeten im Rücken Frankreichs installieren. Sie haben längst mit Franco konspiriert. Für Frankreich, sei es nun links oder rechts orientiert, gäbe es nur eine Abwendung der Gefahr: Die aktive Rettung der spanischen Demokratie. Sogar die französische Opposition hat das begriffen. Und trotzdem hält die Regierung Blum an ihrer Neutralität fest.

Es ist nur zu hoffen, daß sie unter der Hand den Italienern Gleiches mit Gleichem vergilt; die Volksfront kann irgendwelche moralische, mehr noch materielle Unterstützung gebrauchen. Seit einer Woche sind die ausgesandten Korps kaum mehr vorwärts gekommen; Nachrichten von Regierungsniederlagen in der Umgebung von Saragossa, von erneuten Vorstößen General Molas in der Guadarrama, von neuen Korps, welche aus der Gegend von Zamora und Valladolid Richtung Madrid vorgehen, kreuzen sich mit den verdächtig oft wiederholten Meldungen über die Bombardierung von Saragossa, die bevorstehende Einkreisung des schon erobert geglaubten Cordova oder Huescas, zurückgeschlagene Angriffe der Putschisten im Raume von Estepona westlich Malaga oder vereitelte Vorstöße der navarresischen Rebellen gegen Irun, San Sebastian und das eroberte Loyola. Selbst wenn man annimmt, die Regierung müsse ihre neugegliederte und von allen unzuverlässigen Elementen gesäuberte Armee zuerst richtig ausrüsten und mit eilig neu ausgebildeten Regimentern verstärken, erwehrt man sich des Eindrucks nicht, als stagniere die Niederwerfung der Revolte. Mit jedem Tage Verzögerung stabilisiert sich das Regiment der Aufständischen in den Provinzen, die sie besetzt halten, und die